

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Adamczak, Bini
Beziehungsweise Revolution

1917, 1968 und kommende

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2721
978-3-518-12721-6

edition suhrkamp 2721

Im Oktober 2017 jährt sich die Russische Revolution zum einhundertsten Mal. Anlass genug, die Ereignisse von 1917 durch das Prisma 1968 zu betrachten und beide Revolutionen in ein Verhältnis wechselseitiger Kritik zu bringen. Während 1917 auf den Staat fokussierte, zielte 1968 auf das Individuum. In Zukunft müsste es darum gehen, die »Beziehungsweisen« zwischen den Menschen in den Blick zu nehmen. Das Buch analysiert die revolutionären Geschlechterverhältnisse als Verhältnisse, die zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, »Nahbeziehungen« und »Fernbeziehungen« geknüpft sind – das Geschlecht der Revolution. So tritt ein Begehren zutage, das nach wie vor auf Realisierung wartet: das Begehren nach gesellschaftlichen Beziehungsweisen der Solidarität.

Bini Adamczak lebt in Berlin und arbeitet als Autorin und Künstlerin zu politischer Theorie, queerfeministischer Politik und der vergangenen Zukunft von Revolutionen. Von ihr sind bisher erschienen: *Gestern Morgen. Über die Einsamkeit kommunistischer Gespenster und die Rekonstruktion der Zukunft* und *Kommunismus. Kleine Geschichte, wie endlich alles anders wird.*

Bini Adamczak

Beziehungsweise Revolution

1917, 1968 und kommende

Suhrkamp

Erste Auflage 2017
edition suhrkamp 2721
© Suhrkamp Verlag Berlin 2017
Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept

von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12721-6

Inhalt

TEIL EINS RUSSISCHE REVOLUTION

| | |
|---|----|
| PRD – Postrevolutionäre Depression | 11 |
| Postrevolution als Utopie | 44 |
| Das Missverständnis der Revolution | 56 |
| Revolution als synaptische Konstruktion | 77 |

TEIL ZWEI DAS GESCHLECHT DER REVOLUTION

| | |
|---|-----|
| 1917 – Universelle Maskulinisierung | 110 |
| 1968 – Differentielle Feminisierung | 175 |

TEIL DREI BEZIEHUNGSWEISEN

| | |
|---|-----|
| Totalität, Singularität, Relationalität | 228 |
| Bzw. Der Begriff der Beziehungsweise | 239 |
| Gleichheit, Freiheit, Solidarität | 258 |
| Literatur | 291 |

Es ist nicht warm
aber es könnte warm sein
Erich Fried

TEIL EINS
RUSSISCHE REVOLUTION

PRD – Postrevolutionäre Depression

Mitte der zwanziger Jahre unternahmen Ignazio Silone, ein italienischer Kommunist und Schriftsteller, und Lazar Schatzky, der Vorsitzende des Komsomol, der Kommunistischen Jugendorganisation Russlands, einen Spaziergang über den Roten Platz in Moskau. Es war die Zeit der Neuen Ökonomischen Politik, die im Rahmen der »Diktatur des Proletariats« kapitalistischen Handel zwischen Stadt und Land erlaubte. Die Kommunistische Partei Russlands (Bolschewiki) befand sich schon ein Jahrzehnt an der Macht, doch während sich der Geist des Leninismus großer Lebendigkeit erfreute, war Lenin selbst bereits 1924 verstorben. Lenins Gehirn wurde in einem eigens dafür gegründeten Institut auf Genialität hin untersucht (Hagemeyer 2005, 36), der Rest seines Körpers in einem hölzernen Mausoleum auf dem Roten Platz konserviert. Diesen Holzbau, an dem »man jeden Tag endlose Prozessionen armer, zerlumpter Bauern vorbeidefilieren sah« (Silone 2005 [1949], 107), passierten die beiden Freunde gerade, als Lazar Schatzky begann, über seine Traurigkeit zu sprechen. Was ihn traurig machte, war das Gefühl, zu spät geboren zu sein, zu spät, um an der Revolution teilnehmen zu können. Für einen überzeugten bolschewistischen Revolutionär musste das dem Gefühl gleichkommen, das wichtigste Ereignis des eigenen Lebens verpasst zu haben. Ignazio Silone versuchte, seinen Freund zu trösten: »Es wird noch genug andere Revolutionen geben«, sagte er, »Revolutionen werden immer nötig sein, auch in Russland.« »Was für Revolutionen?«, fragte Schatzky ungeduldig, »und wie lang müssen wir noch darauf warten?« (Ebd., 107)

Silone wollte seinen sowjetischen Genossen nicht leiden sehen und bot direkte Abhilfe an. Er zeigte auf das hölzerne

Mausoleum, dessen Fassade erst 1930 durch grauen und roten Granit ersetzt werden sollte, dann schlug er vor, einige Kanister Benzin zu besorgen, die »Totem«-Baracke anzuzünden und so auf eigene Faust eine kleine »Revolution« zu machen.

Bekanntlich befolgte der Vorsitzende der Kommunistischen Jugendorganisation Russlands den Vorschlag seines italienischen Genossen nicht. Weder fackelte er das Lenin-Mausoleum ab, noch konnte er über die schöne Idee auch nur lachen. Stattdessen wurde er »furchtbar blass und begann zu zittern«. Dann bat er seinen Freund, nie wieder etwas so Scheußliches zu sagen.

Zwei affektive Zustände prägen diese kurze Sequenz, die Ignazio Silone in einem 1950 geschriebenen autobiographischen Essay erinnert. Zunächst ein Zustand von Blässe und Zittern. Obwohl sich der Stalinismus erst 1929 konsolidierte (Arendt 2008 [1951], 629), waren diese Reaktionen bereits Mitte der zwanziger Jahre Ausdruck einer aufkommenden stalinistischen Subjektivität. Erstens weil die systematische Vergötzung Lenins, der »Leninismus« oder »Marxismus-Leninismus« selbst ein stalinistisches, von Stalin entwickeltes Konzept war (Adamczak 2007, 123 ff.). Zweitens weil Silones Angst rückblickend mehr als gerechtfertigt erscheint. Nur wenige Jahre später würde ein Witz tatsächlich ausreichen, um nicht nur aus der Partei ausgeschlossen, sondern auch verhaftet und verbannt, zu Zwangsarbeit verpflichtet oder erschossen zu werden. Auch Schatzky sollte, zehn Jahre nach diesem Spaziergang, dem stalinistischen Terror zum Opfer fallen. Nicht wegen eines Witzes, aber aufgrund einer ähnlich absurden Mitgliedschaft in einem frei erfundenen »trotskistisch-sinowjewschen Block«.

Der zweite affektive Zustand, der die kurze Sequenz prägt,

ist zugleich offenkundiger und rätselhafter. Anders als bei Schatzkys Angst ist es bei seiner Traurigkeit nicht nötig, körperliche Zeichen zu interpretieren. Er sprach dieses Gefühl wie dessen Grund offen aus: Der Revolutionär war traurig, weil er die Revolution verpasst hatte. Was allerdings einer Interpretation bedarf, ist diese Traurigkeit selbst. Es ist die Traurigkeit des Revolutionärs *nach* der Revolution, nach der passierten und verpassten Revolution. Warum sollte jemand – und der Vorsitzende der Kommunistischen Jugend Russlands ist nicht *irgendjemand* – darüber traurig sein, darüber traurig sein können, die Revolution verpasst zu haben? Schließlich handelte es sich bei derjenigen von 1917 nicht um ein folgenloses oder abgeschlossenes Ereignis wie so viele Revolutionsversuche davor und danach, sondern um einen folgenreichen und fortgesetzten Prozess. Die Russische Revolution war, unbestreitbar, siegreich, sie war, nach den niedergeschlagenen proletarischen Revolutionen von Haiti (bzw. Saint-Dominique, vgl. James 1984) und Paris (Jakobiner, vor allem Pariser Commune, vgl. Ross 2015), die erste dauerhaft siegreiche sozialistische Revolution. Anders als ihre Vorgängerinnen und die meisten ihrer Nachfolgerinnen wurde die Russische Revolution nicht von äußeren Feinden geschlagen. Bereits 1921 waren alle Angriffe imperialistischer Staaten wie konterrevolutionärer Truppen abgewehrt worden. Nachdem die monarchistischen oder bürgerlichen »Weißen« besiegt und die ehemals verbündeten anarchistischen »Schwarzen« verraten waren, konnten die bäuerlichen »Grünen« befriedet werden, womit die bolschewistischen »Roten« als unbestrittene Sieger aus dem Bürgerkrieg hervorgingen. Warum also sollte jemand, der wie der Vorsitzende der Kommunistischen Jugend Russlands den »Roten« angehörte, einen Kampf wiederholen wollen, nachdem er gewonnen wurde? Einen Kampf zumal, dessen (bürger)kriegerischer Verlauf über eine Million Tote

gefordert hatte (Figes 2008, 17)? Was heißt es, die Revolution herbeizusehnen, sie zu vermissen und zu begehren – *nach* der Revolution? Und was bedeutet es, angesichts der Unmöglichkeit, diesen Wunsch zu erfüllen, traurig und niedergeschlagen zu sein, vielleicht sogar resigniert und antriebslos? Warum also litt Lazar Schatzky unter einer postrevolutionären Depression?¹

*Notwendige ökonomische und
freie kriegerische Politik*

In seiner Traurigkeit war Lazar Schatzky nicht allein. Unter ihr litten in den zwanziger Jahren in Russland viele Menschen, insbesondere Kommunistinnen. Die scheinbar naheliegende Erklärung für die postrevolutionäre Depression (PRD) bestand in der Unzufriedenheit der Beteiligten mit den Ergebnissen der Revolution, mit dem Fortschritt des Sozialismus. Insbesondere die Einführung der Neuen Ökonomischen Politik galt als Zugeständnis an die kapitalistische Ökonomie, an alte wie neue Bourgeoisie. Lenin bezeichnete sie als eine »Niederlage«, die »ernster war als irgendeine Niederlage«, die den

1 Zum Glück des Unglücks von Lazar Schatzky und Genossinnen war der Diskurs der Depression zu ihrer Zeit weder bereits erfunden noch mit Hilfe der Pharmaindustrie popularisiert worden (vgl. Teuber 2011). Auch nachträglich sollen die traurigen Kommunisten von der Zumutung dieser Diagnose verschont bleiben dürfen. Depression wird hier deswegen nicht im Sinne einer klinischen Pathologisierung verwendet, sondern im Sinne des Alltagsgebrauchs, der hierunter ein Set verschiedener Affekte und Affektlosigkeiten fasst, das von schlechter Laune über Antriebslosigkeit hin zu Hoffnungslosigkeit und Leere reicht, vor allem aber ein Gefühl der Traurigkeit bezeichnet, wo für dieses kein gesellschaftlicher Raum bleibt (vgl. Leader 2009).

Bolschewiki jemals von konterrevolutionären Generälen beigebracht worden war und angesichts derer es »natürlich unvermeidlich« sei, »dass manche Leute in einen recht deprimierten, fast panikartigen Zustand« verfielen (Lenin, LW 33 [1921], 43 f.). Der Vorsitzende der Kommunistischen Internationalen, Grigori Sinowjew, schlug vor, die NÖP nicht als Neue, sondern als Notwendige Ökonomische Politik auszusprechen (Naiman 1997, 10). Und Karl Radek formulierte 1922 knapp: »Wir gehen vorsätzlich mit der Bourgeoisie ins Bett« (zitiert nach Naiman 1997, 81).

Tatsächlich brachte die Warenwirtschaft der Neuen Ökonomischen Politik gegenüber dem Bezugscheinesystem des Kriegskommunismus wirtschaftliche Entspannung (Mats 2012, 66), vergrößerte aber auch erneut die soziale Ungleichheit (Benjamin 1980 [1927], 103 f., Ostrowski 2004 [1932], 282 ff.). Auch wenn manch führender Parteikader das Entstehen der Neukapitalistinnen mit einer gewissen Entspannung betrachtete und plante, sie »wie junge Hühner fett werden zu lassen«, um ihnen »sobald sie lästig würden [...] höflichst den Hals umzudrehen« (Kopelew 1979, 219), war die allgemeine Stimmung gedämpfter. »War es wirklich nötig«, fragte ein Komsomolze in seinem Brief an Trotzki, »die Oktoberrevolution zu machen, bei der so viele junge Menschen getötet wurden, nur um zur Vergangenheit zurückzukehren?« (Zitiert nach Gorsuch 1997, 567.)²

2 In den späten zwanziger Jahren würde die Frage, wie schnell die Industrialisierung vorangetrieben werden sollte, zu einem Strömungsstreit in der Kommunistischen Partei Russlands führen, in dem – als sollte es die historische Kontingenz von Signifikanten demonstrieren – der »rechte« Flügel für einen glimpflichen Umgang mit den Bäuerinnen plädierte, der »linke« Flügel für eine schnelle und also brutale Lösung optierte. Aber so politisch folgenreich dieser Richtungsstreit – aus dem die Stalinfraktion siegreich hervorging – auch sein sollte, die verhandel-

Das Unbehagen in der Ordnung der Neuen Ökonomischen Politik erklärt allerdings noch nicht, warum sich die Sehnsucht der Revolutionäre nicht auf die kommunistische Zukunft richtete, sondern auf die kriegskommunistische Vergangenheit. Auch das war keine individuelle Eigenart Lazar Schatzkys, sondern eine kollektive Erfahrung, »verbreitet unter denjenigen Kommunisten in Russland, die sich von der Neuen Ökonomischen Politik verraten fühlten« (Borenstein 2000, 40, vgl. auch Werth 1998, 108). Obwohl diese Tendenz insbesondere von alten Bolschewiki, die bereits vor 1917 Mitglieder der Partei gewesen waren und in dieser jetzt eine Minderheit bildeten, kritisiert wurde, stellte der Kriegskommunismus ein Reservoir an idealisierten Bildern zur Verfügung, an denen sich »Verhalten, Sprache und sogar Aussehen von Kommunistinnen in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts« orientierten (Fitzpatrick 1985, 58). Er erhielt seine Anziehungskraft nicht trotz, sondern gerade wegen seines martialischen Namens, der nur im Deutschen die Form einer Alliteration, aber in jeder Sprache die eines Oxymorons hat. Auf den ersten Blick war es gerade das Primat des Kampfes, das den Kriegskommunismus von der Neuen Ökonomischen Politik unterschied. Während die Aufgabe zuvor im Ausschalten der Konterrevolution bestanden hatte, ging es nun um den Aufbau einer postrevolutionären Ordnung; während die Situation zuvor Mut und Entschlossenheit gefordert hatte, verlangte sie jetzt Geduld und Disziplin. Der Übergang war konfliktreich. Am deutlichsten zeigte sich das in der Jugendorganisation der Kommunistischen Partei, dessen Vorsitz Lazar Schatzky Mitte der zwanziger Jahre innehatte. Für die hier organisierten jugendlichen Arbeiterinnen bedeutete

ten Differenzen waren lediglich graduelle, bezogen auf die prinzipielle Ablehnung der NEP.

das Ende des Bürgerkriegs einen sozialökonomischen Abstieg. Ebenso wie weibliche Arbeiterinnen wurden sie von den erwachsenen und männlichen Facharbeiterinnen, die aus dem Krieg zurückkehrten, von ihren Arbeitsplätzen verdrängt. Nachdem sie bereits gleichberechtigt mit älteren Genossinnen zusammen gekämpft hatten, fühlten sie sich nun auf den Status von Schülern zurückgestuft. Auf dem dritten Komsomol-Kongress im Herbst 1920 übernahm es Lenin persönlich, der »erfolgs- und siegestrunkenen Jugend« (Mehnert 1973 [1932], 151) ihre neue Aufgabe zu vermitteln. Es sei klar, »dass die in der kapitalistischen Gesellschaft erzogene Generation der Arbeitenden bestenfalls die Aufgabe lösen« können werde, »die Grundlagen der alten, kapitalistischen [...] Lebensweise zu zerstören«. Im Gegensatz dazu stehe »gerade vor der Jugend die eigentliche Aufgabe [...], die kommunistische Gesellschaft zu schaffen« (Lenin, LW 31 [1920a], 272). So groß die Aufgabe war, die Lenin der Jugend antrug, so wenig glich sie doch den Vorstellungen der Komsomolzen. Tatsächlich fiel sie wesentlich nüchterner aus, als Lenins einleitende Worte hatten erwarten lassen. Die Aufgaben »der Jugend im Allgemeinen und der kommunistischen Jugendverbände [...] im Besonderen« wollte der Parteivorsitzende »durch ein einziges Wort ausdrücken: Die Aufgabe besteht darin, zu lernen.« (Ebd.)

Lenins zutreffende Analyse, dass eine kommunistische Gesellschaft sich nicht allein mit auswendig gelernten kommunistischen Losungen aufbauen lässt, sondern nur mit Hilfe des gesammelten Wissens der alten Gesellschaft, stieß bei der kommunistischen Jugend auf begrenzte Begeisterung. »Sehr viele«, berichtet ein Beobachter, »wurden durch den schulmeisterlich erscheinenden Aufruf zum ›Lernen‹ aus ihren romantischen Illusionen gerissen. Schade, sagten sie, Lenin ist also auch alt geworden« (Mehnert 1973 [1932], 152).

Nikolai Bucharin, das jüngste Mitglied des Zentralkomitees, konnte die Komsomolzinnen hierin verstehen. Während der Bürgerkrieg der Jugend »eine kolossale Aufgabe von beispielloser Schönheit« gegeben habe, nämlich, den gemeinsamen Feind Weltkapitalismus zu töten, konnte die NEP mit keiner »schillernden, scharf definierten, militanten, heroischen Aufgabe« aufwarten (Bucharin, zitiert nach Fisher 1959, 79f.). Mit dieser Mangelbestimmung – Abwesenheit einer heroischen Aufgabe – traf Bucharin recht genau die Atmosphäre, die im Komsomol gegenüber der »Teufels-NEP« (Mehnert 1973, 152) vorherrschte. Die kommunistische Jugend, »diejenigen, die die Oktoberrevolution im Alter von zehn Jahren oder weniger erlebten«, klagten, dass »der Geist der Revolution vergangen war«, dass »die harten, aber romantischen Jahre des Bürgerkriegs nicht mehr wiederkehren würden« und dass »die ältere Generation [ihnen] ein langweiliges, prosaisches Leben ohne Kampf oder Aufregung hinterlassen hatte« (zitiert nach Figes 2008, 862). Dabei wurde der Wechsel des Subjektideals von der gnadenlosen, harten und militarisierten Barrikadenkämpferin zur politisch gebildeten, disziplinierten und moralischen Komsomolzin auch als eine Bewegung der Verweiblichung interpretiert (Wood 1997, 49ff., Gorsuch 1996, 645). Entsprechend rigoros wurde der Vorschlag, das Rauchen und Trinken aufzugeben, um nichtkommunistischen Jugendlichen ein Vorbild zu sein, im Komsomol zurückgewiesen (vgl. Gorsuch 1997, 575). Klaus Mehnert, ein deutscher Nationalist, der in den späten zwanziger Jahren sowohl die USA als auch die Sowjetunion bereiste, beschrieb die Atmosphäre, die 1921 und 1922 im Komsomol vorherrschte, als »Depression«. Aufgrund zu schnellen Wachstums habe sich der Verband durch »innere Leere und Leblosgkeit« ausgezeichnet – typische Charakteristika einer depressiven Stimmung: »Die heroische Zeit schien endgültig vorüber zu sein.

Die Begeisterung brannte aus. Eine allgemeine Entspannung trat ein. Cafés und Restaurants wurden wieder geöffnet, Kitschfilme aufgeführt, Schundliteratur gelesen.« (Mehnert 1973 [1932], 152) Deutlichstes Anzeichen der hier mit Kitschfilmen und Schundliteratur als weiblich gekennzeichneten Depression war, dass die Zahl der Mitglieder des Komsomol im Jahr 1922 von einer halben Million auf 235 000 zusammenschmolz (ebd.). Diese Entwicklung ließ sich nicht im rationalistischen Vokabular des bolschewistischen Marxismus fassen, dessen zentrale Kategorien für den affektiven Charakter politischer Prozesse blind sind. Bucharin, einer der wichtigsten Theoretiker des frühen Bolschewismus, erkannte das. Die Vorschläge für Gegenmaßnahmen, die er dem Verband unterbreitete, waren deswegen auf emotionaler Ebene angesiedelt. »Wir dürfen«, deklarierte er, »uns nicht nur ans Hirn wenden. Denn ehe der Mensch etwas versteht, muss er es fühlen« (zitiert nach Mehnert 1973 [1932], 153). Wie aber sollte diese emotionale Mobilisierung aussehen und welche Affekte sollten durch sie aktiviert werden, um die PRD zu überwinden? Der historisch folgenreiche Beschluss des fünften Komsomol-Kongress 1922 lautete:

»Alles romantisch-revolutionäre Material muss ausgenutzt werden für die Erziehung der Jugend – die ›unterirdische Arbeit‹ vor der Revolution, der Bürgerkrieg, die Tscheka, die Kämpfe und revolutionären Taten der Arbeiter und der Roten Armee, technische Erfindungen und Expeditionen.« Vor allem, paraphrasiert Mehnert, »müsse eine Literatur geschaffen werden, in der in hinreißender Form das sozialistische Ideal, der Kampf des Menschen mit der Natur, das Heldentum des Proletariats und die bedingungslose Hingabe an den Kommunismus verherrlicht werde.« (Ebd., vgl. Lenin, LW 33 [1921], 48.)

Der Begriff der Verherrlichung, den der deutsche Nationalist Mehnert wählt, beschreibt die Komsomol-Politik ebenso genau wie der für den bolschewistischen Diskurs so ungewöhn-

liche Begriff des Romantischen. »Man war«, wie Walter Benjamin fünf Jahre später beobachtete, »in die Restauration eingetreten«, wollte »aber dem ungeachtet revolutionäre Energie in der Jugend wie elektrische Kraft in einer Batterie aufspeichern.« (Benjamin 1980 [1927], 80) Wo die Erfahrungen von Untergrundarbeit, Revolution, Bürgerkrieg nicht mehr real erlebt werden konnten, sollten sie virtuell reproduziert werden, zum einen, indem die Propaganda sie in Erinnerung hielt, zum anderen, indem sie auf Erfindungen, Expeditionen, Geheimpolizei übertragen wurden. Selbst der »Kampf mit der Natur« fand seinen Platz in dieser kriegerischen Dramaturgie. Die »Erziehung der Jugend« folgte dem Narrativ der Abenteuererzählung, blieb allerdings weder auf die Jugend begrenzt noch auf bloße Fiktion. Gregori Sinowjew proklamierte 1925, dass »die Kämpfe, die über das Schicksal der Revolution« entschieden, andauerten, auch wenn sie »ohne Blut und Kanondonner« vor sich gingen (zitiert nach Naiman 1997, 11). In dieser Interpretation wurde die Neue Ökonomische Politik als Fortsetzung des Bürgerkrieges mit anderen Mitteln verstanden. Die alten Mittel blieben dabei als Option bestehen. Sie mussten nicht lange darauf warten, wieder aufgegriffen zu werden.

Ende der zwanziger Jahre sollte der kollektive Wunsch nach einem Ende der langweiligen Neuen Ökonomischen Politik und einer Wiederkehr von Kampf und Aufregung der Revolution in Erfüllung gehen. Die stalinistische Politik der Industrialisierung und Kollektivierung geriet zur Wiederaufführung der harten, aber romantischen Jahre des Bürgerkriegs. Der Krieg gegen Saboteure, Spione und Verräter, gegen die inneren wie äußeren Feinde der Partei, gegen neue Bourgeois und angebliche Großbäuerinnen (Behrens 2012, 51f.) erschien als Ausweg. Revolutionärinnen, die sich nach der im Rück-